

CLAIRE McGOWAN
Am Rande des Abgrunds



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Die junge Londonerin Charlotte ist erfolgreich, hübsch und wird ihr perfektes Leben mit der Hochzeit mit dem Banker Dan krönen. Eine Woche vor dem großen Tag geht das Paar feiern und endet betrunken in einem zwielichtigen Nachtclub in Camden. Am nächsten Morgen wird Charlotte von lautem Hämmern an der Wohnungstür geweckt. Als sie verschlafen öffnet, stürmt die Polizei herein und verhaftet Dan für den Mord an dem Camdener Nachtclubbesitzer, dem mit einer zerbrochenen Bierflasche die Kehle durchgeschnitten wurde. Charlotte ist fest davon überzeugt, dass sich dieser schreckliche Irrtum bald aufklären wird. Doch alle Beweise sprechen gegen Dan, der schweigt und sich weigert, seine Verlobte zu sehen. Charlottes letzte Hoffnung ruht auf der jungen Kellnerin Keisha. Sie war an jenem Abend auch in dem Club, doch sie fürchtet, alles zu verlieren, wenn die Wahrheit ans Licht kommt. Zwischen beiden Frauen steht der ermittelnde Polizist DC Hegarty, der sich in Charlotte verliebt und schließlich nicht mehr weiß, was er glauben soll ...

Autorin

Claire McGowan wuchs in einem Dorf in Nordirland auf. Nach einem Studium der englischen und französischen Literaturwissenschaft an der Universität Oxford zog sie nach London, wo sie im Wohltätigkeitssektor arbeitete. Derzeit ist sie die Leiterin der britischen Crime Writers' Association. Claire McGowan lebt heute als freiberufliche Autorin in Tunbridge Wells. »Am Rande des Abgrunds« ist ihr erster Roman.

Claire McGowan

Am Rande
des Abgrunds

Thriller

Aus dem Englischen
von Jochen Schwarzer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »The Fall«
bei Headline Publishing Group, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2013

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Claire McGowan

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv:

mauritius images/ib/Arco Images/Usher, Duncan;

Getty Images/Digital Vision/J&L Images;

FinePic®, München

Redaktion: Sandra Lode

MR · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47848-4

www.goldmann-verlag.de

FÜR MEINE ELTERN,
die Bücher schenkten, Geschichten erzählten
und uns alle zusammenhielten

Prolog

MONTAG

Das war's dann.

Ihr Kopf war seltsam klar, obwohl sich ihre Nase und ihr Mund mit Blut füllten. Der Toilettenfußboden, zwei Zentimeter von ihrem Auge entfernt, war aus getüpfeltem Kunststoff, wie man das oft in öffentlichen Gebäuden sah, und die Tupfen glichen Inseln in einem blauen Meer. Komisch, dass sie sich diese Böden nie richtig angesehen hatte. Aber ja, so war es: kleine Inseln in einem riesigen blauen Meer, und auf jeder wimmelte es von winzigen Menschen, irgendwo, unendlich weit weg von hier. Sie hörte ferne Laute, wie eine fremde Stimme in der Telefonleitung. Es war ein Wimmern, wie von einem schmerzgequälten Tier. Und es kam von irgendwo aus ihr selbst.

Das war's dann.

Sie blutete aus dem Mund, und sie konnte nicht mehr aufstehen; irgendwas war mit ihren Beinen – sie waren wegknickt oder funktionierten nicht mehr oder ... irgendwas. Vielleicht würde sie jetzt für immer hier liegen bleiben. Wenn sie sich nicht bewegte und die Augen schloss, konnte sie vielleicht zurück, und nichts von alledem wäre je geschehen.

Das war's dann.

Trotz des Dröhnens in ihren Ohren hatte sie diesen Gedanken ganz deutlich – als schaute sie auf sich selbst hinab, wie sie da zusammengekrümmt am Boden lag. So also fühlte es

sich an, wenn man am absoluten Tiefpunkt angelangt war und alles verloren hatte, worauf es ankam. Sie war jetzt ganz unten, und es roch nach Putzmittel und schmeckte säuerlich-metallisch nach Blut.

Teil eins

DREI TAGE ZUVOR – FREITAG

KEISHA

Die Sozialarbeiterin ging Keisha mordsmäßig auf den Senkel. Wie sie schon dasaß, unfassbar dröge, in dieser scheußlichen Strickjacke und mit ihrem kurzen grauen Haar und der Brille mit Kordel, wie so 'ne richtige Oma, verdammt noch mal. Am schlimmsten aber war die Art, wie sie redete, so super-sant, als hätte sie einen Kurs mitgemacht, wie man mit geistig Behinderten umgeht.

Keisha hing zusammengesunken auf ihrem Plastikstuhl, und als sie mit ihren Dunlop-Sneakers über den Boden quietschte, warf ihre Mum ihr einen Blick zu. Die nickte natürlich bei allem, was Sandra sagte, als wäre es das Wort Gottes. Ja, Keisha, du bist tatsächlich zu labil, als dass dein eigenes Kind bei dir leben könnte, und das, obwohl du eine Wohnung, einen Job und einen Mann hast. Was wollten die denn sonst noch, verdammt noch mal?

»Ich kapiert's einfach nicht«, sagte sie und verschränkte die Arme in ihrer neuen Jeansjacke – ein Geschenk von *ihm*, mit dem er irgendeinen Scheiß, den er gebaut hatte, wiedergutmachen wollte. »Ich hab doch alles getan, was Sie von mir verlangt haben, oder? Ich hab ihr ein richtiges Kinderzimmer eingerichtet, mit Bett und Schrank und allem Drum und Dran. Alles mit rosa Rüschen, gottverdammt.«

Keishas Mum funkelte sie an. »Hüte deine Worte«, murmelte sie, und ihre Stimme klang auch nach dreißig Jahren

in England hundertpro nach Kingston. »Manieren wie ein Bauarbeiter.«

Sandra blickte zwischen ihnen beiden hin und her und konnte wahrscheinlich gar nicht genug kriegen von diesem deftigen *ungelösten Konflikt*, wie sie es nennen würde. Wenn sie auf so was stand, sollte sie doch bei irgendeiner Nachmittags-Talkshow anheuern.

»Der Punkt ist, Keisha«, sagte Sandra und legte behutsam ihren Stift beiseite. »Der Punkt ist, dass wir immer noch ein wenig besorgt sind wegen der Beziehung, in der Sie sind.«

»Er ist ihr Vater, verdammt noch mal!«

»Gewöhn dir vor dieser Dame mal andere Umgangsformen an!«, raunzte ihre Mutter. Wäre Keisha nur ein paar Jahre jünger gewesen, hätte Mercy ihr jetzt eine Ohrfeige verpasst.

»Das ist schon in Ordnung, Mercy«, sagte Sandra ernst. »Mir ist bewusst, dass es schwierig für Keisha sein muss, wenn Christopher, wie sie sagt, Rubys Vater ist. Aber nach dem, was passiert ist, müssen Sie verstehen, dass er sich ändern muss. Und dann ist er in der ganzen Zeit auch noch kein einziges Mal zu mir gekommen.«

»Er ist sehr beschäftigt.« Sie hatte ihn angefleht mitzukommen, aber es hatte nichts genützt. Er hockte lieber zu Hause rum, in Unterhose und Arsenal-Trikot, und spielte Xbox, »Zeit für mich selbst haben« nannte er das. Während sie zu diesem deprimierenden Drecksloch latschen musste, wo es roch wie in ihrer alten Schule, die gleichen hallenden Korridore, und Sandra mit ihr redete, als wäre sie plemplem.

Ihre Mutter nickte wieder zu jedem Wort, die fleischigen Arme über dem mächtigen Vorbau verschränkt. »Der Junge ist ein Nichtsnutz. Das einzig Gute, was er je zustande gebracht hat, war, dieses Kind zu zeugen.«

Keisha sank noch tiefer in ihren Stuhl. Es war nicht fair,

dass ihr diese beiden alten Jungfern verklickern wollten, dass sie den Mann verlassen sollte, den sie liebte – *ihren* Mann. Wo doch jeder wusste, wie glücklich sie sich schätzen konnte, dass sie auch nur in Chris Deans Nähe sein durfte. Die kapierten doch überhaupt nichts.

»Also gut, Keisha«, sagte Sandra und blinzelte hektisch. »Wir schauen mal, ob Christopher das nächste Mal mitkommt. Bis dahin sind mir leider die Hände gebunden. Er muss glaubhaft machen, dass er das, was er getan hat, nicht noch einmal tun wird.«

»Das wird er nicht.« Er hatte es ihr versprochen, nachdem sie ihn angeschrien hatte. Sie hatte ihm sogar einen Schlag verpasst. Jetzt, Monate später, wusste sie nicht mehr, wie sie das fertiggebracht hatte – und warum er nicht härter zurückgeschlagen hatte.

»Ich begleite Sie noch hinaus.« Sandra stand schnaufend auf. Sie war zwar nicht ganz so dick wie Mercy, hatte aber ein wabbelndes Doppelkinn. Ekelhaft.

In dem schäbigen Wartezimmer, das aus schmutzigen Fenstern und verbogenen Plastiksitzen bestand, spielte Ruby. Sie hatte ein Malbuch und eine abgenutzte alte Barbiepuppe dabei, die Mercy in einem Ein-Pfund-Shop für sie gekauft hatte. Es war nicht mal eine richtige Barbie, nur eine weiße Plastikpuppe mit blonder Mähne. Sie sah Ruby mit ihrem zu Zöpfchen geflochtenen Kraushaar nicht besonders ähnlich. Die Kleine guckte aus großen braunen Augen ängstlich hinter ihrer Brille hervor. Gott sei Dank war der Gipsverband inzwischen ab. Keisha hatte das Ding kaum ansehen können. Sie blieb im Türrahmen stehen und schaute zu ihrer Tochter hinüber.

Sandra glaubte offensichtlich, gut mit Kindern umgehen zu können. Wahrscheinlich hatte sie auch dazu einen Kurs besucht. Sie hielt Ruby ihr schwabbeliges Gesicht hin. »Hal-

lo, Schätzchen. Ist das deine Puppe? Die ist aber hübsch!« Ruby duckte sich, und man konnte sehen, wie sie sich in sich selbst zurückzog. Sie war schüchtern, und wer wollte es ihr verdenken, nach dem, was ihr eigener Vater ihr angetan hatte? Ruby guckte von der Sozialarbeiterin zu Keisha hinüber. Dann schob sie sich an Mercy heran, die billige Puppe fest an sich gedrückt, und versteckte sich hinter der Körperfülle ihrer Oma.

»Na, du bist ja 'ne ganz Schüchterne.« Sandra lachte, aber Keisha merkte, dass sie gekränkt war. Sie konnte das nachempfinden: Sie hatte selbst auch eine Weile gebraucht, bis sie nicht mehr erwartete, dass Ruby, so wie früher, von sich aus zu ihr kam und sie umarmte. Sie schob sich die Hände unter die Arme, um nicht in Versuchung zu kommen, sie nach der Kleinen auszustrecken.

»Komm, mein kleiner Schatz, jetzt geht's nach Haus.« Keishas Mum nahm ihre Enkelin in die Arme und hob sie hoch, und es stimmte, das musste Keisha zugeben. Wenn man die beiden so sah, dachte man – obwohl sie beide ziemlich hellhäutig waren: Alles klar, schwarze Oma, schwarze Enkelin. So sah es aus. Und das war das Problem. Damit hatte der ganze Ärger angefangen.

»Und dann gibt's was Süßes. Fruchtgummis? Oder lieber ein Eis am Stiel?« Schnaufend ließ Mercy das Mädchen wieder zu Boden. Ruby verzog grübelnd das Gesicht, und einen Moment lang wünschte Keisha, dass sie selbst es wäre, die jetzt mit ihrer Mum nach Hause gehen würde – das Gefühl der Geborgenheit, Zeichentrickfilme zu schauen und dabei Süßigkeiten zu naschen. Oder dass sogar sie selbst es wäre, die Ruby Süßigkeiten kaufte und dann zu ihr sagte: *Aber hinterher putzt du dir schön die Zähne.*

Sie hätte gern irgendetwas zu ihrer Tochter gesagt. Es war das erste Mal seit Wochen, dass sie sie sah; Chris wollte nicht,

dass sie sie besuchen ging. Sie hätte gern etwas gesagt. Aber was? Es gab nichts zu sagen. *Verdammte Scheiße*. Sie wartete, bis Mercy samt Enkelin weit genug den Flur hinabgewatschelt war, und machte sich dann in entgegengesetzter Richtung aus dem Staub.

CHARLOTTE

»Na, Charlotte, viel um die Ohren? Jetzt ist es nicht mehr lange hin, nicht wahr?«

Charlotte beherrschte es inzwischen perfekt, ein Fenster auf ihrem Rechner zu minimieren, gleichzeitig ihrem Chef ein strahlendes Lächeln zu schenken und ein Dokument über das Branding eines neuen Reiswaffel-Snacks aufzurufen. »Acht Tage noch.«

»Dann sieht man sich nach Feierabend also eher nicht mehr in der Bar?« Er beugte sich über die Trennwand und kam ihr dabei so nah, dass sie seinem Aftershave ausgeliefert war.

Sie setzte eine bedauernde Miene auf. »Leider nicht, nein. Wir haben noch irre viel zu organisieren. Du weißt ja, wie das ist.«

Er fuchtelte mit seinem leeren Kaffeebecher herum. »Darf ich dir denn wenigstens noch eine Tasse von unserer Dröhnung kredenzen, bevor du uns verlässt?«

»Lass mich das machen, Simon. Du hast wirklich schon genug zu tun«, erwiderte sie, da sie wusste, dass er genau das hören wollte.

Während sie an der kleinen Spüle den Wasserkessel füllte, warf sie einen Blick auf die Uhr. 16.06 Uhr. Bald würde sie hier raus sein, und dann begann eines der zusehends seltenen freien Wochenenden mit Dan. Dass sie etwas vorhätten, war gelogen gewesen. Den ganzen letzten Monat war

Dan abends um neun ins Bett gefallen, ausgelaugt von einem Vierzehn-Stunden-Tag, während sie noch lange aufgeblieben war und sich in Hochzeitsmagazine und Briefpapier-Designs vertieft hatte. Sie hatten in letzter Zeit aneinander vorbeigelebt. Doch heute Abend würde es anders sein. Sie würden zu Hause einen richtig romantischen Abend verbringen. Sie würden reden und einfach nur zusammen sein. Dafür würde sie sorgen.

Als sie Simon seinen Kaffee brachte, beugte er sich gerade über die Neue. Wie hieß sie noch? Tory. Er drückte seinen Unterleib an die Rückenlehne ihres Bürostuhls und zeigte ihr etwas auf dem Bildschirm. Charlotte erinnerte sich an diesen Körperteil Simons lebhafter, als ihr lieb war.

»Kaffee!«, sagte sie strahlend und reichte ihm den Becher, auf den er immer bestand, den mit dem Wappen seines Oxford-Colleges, um allen in Erinnerung zu rufen, dass er ein Intellektueller war, auch wenn er Werbetexte für Frühstücksflocken schrieb.

»Äh, Tory?«, sagte sie. »Ich würde gern kurz mit dir sprechen? Über das Snax-Rebranding?« Wie jede Frau in diesem Büro ließ Charlotte ihre Aussagen stets wie Fragen klingen, indem sie am Satzende die Stimme hob. Das signalisierte Freundlichkeit und die Bereitschaft, sich widersprechen zu lassen. Es fiel ihr schon gar nicht mehr auf.

Simon trat einen Schritt zurück. »So ist es gut, Tory. Dann lasse ich die Damen mal allein.« Er stolzierte davon, in seiner Prada-Strickjacke, Kaffeetropfen im Bart.

Tory schaute beklommen. »Das ist grenzwertig, oder? Sein ... Na-du-weißt-Schon war gerade nur Millimeter von meiner Achselhöhle entfernt.«

Charlotte strich sich die prachtvoll altgoldenen Locken zurück und plauderte ein wenig aus dem Nähkästchen. »Er ist normalerweise ganz harmlos. Aber wenn er dich auf einen

Drink einlädt, solltest du unbedingt darauf achten, dass noch andere Leute dabei sind. Das meine ich ernst.«

Tory lachte unsicher, und Charlotte war mit sich zufrieden: wie gut sie sich in diesem Büro auskannte, wie sie mit Simon umgehen konnte, so dass er ihr geradezu aus der Hand fraß – wenn auch nach einigen bitteren Lektionen. Doch die lagen nun hinter ihr, und sie war nicht mehr so ahnungslos wie diese Tory. »Das wird schon. Mach dir keine Sorgen.«

16.15 Uhr. Heimlich startete sie ihre Tischplanungs-Software. Ja, das Rebranding eines Siebzig-Kalorien-Snacks war eine große Sache, und sie würde den Snack auf jeden Fall auch selber kaufen, wenn er erst mal auf dem Markt war, aber bis zur Hochzeit war es nur noch eine Woche, und ihre verdammte Cousine Mary und deren schlappschwänziger Gatte hatten immer noch weder zu- noch abgesagt. Nicht zu fassen! Und was war mit Dans wilder Uni-Clique, zu der mindestens ein getrenntes Pärchen und eine Exfreundin von ihm gehörten? Sie schürzte die Lippen und schob kleine Namen auf dem Bildschirm hin und her wie eine bestens organisierte Göttin.

KEISHA

Chris hatte ihr erst nicht geglaubt, als Ruby auf der Welt war. »Die ist ja total schwarz«, hatte er gesagt, als das Baby gerade mal ein paar Tage alt war und sich der Braunton ihrer Augen ständig änderte, wie bei Steinen, die im Wasser lagen. Es war das Schönste, was Keisha je gesehen hatte.

»Ich weiß nicht, wie das kommt«, hatte Keisha immer wieder gesagt, und ihre Augen war ebenso wenig trocken zu kriegen wie ihre blöden Schwangerschaftsbrüste – wie ein Wasserhahn, der sich einfach nicht zudrehen ließ. »Sie ist von dir. Ich schwöre es bei Gott: Sie ist von dir.« Natürlich war

das Kind von ihm. Es hatte keinen anderen gegeben – nicht seit Keisha zwölf Jahre alt war, im Geschichtsunterricht saß und ihn in der Tür stehen sah, mit einer Fluppe zwischen den Lippen. Sie hatte gehört, dass so was manchmal vorkam, und so musste es in ihrem Fall gewesen sein. Dieses Baby war nur zu einem Viertel schwarz – oder vielleicht noch weniger, falls Mercy irgendetwas Weißes in sich hatte. Aber man sah es an Rubys Haaren, an ihrer Nase und ihren dunklen Mandelaugen. Keisha hingegen konnte man, wenn man nicht so genau hinsah, leicht für eine Weiße halten.

»Die Leute werden sagen, ich habe dich gestohlen«, hatte Keishas Mum oft gesagt, als sie damals zur Krabbelgruppe gingen. Aber wer war schuld daran? Mercy natürlich, die sich von irgendeinem weißen Typen hatte schwängern lassen und daraufhin ihre Ausbildung abgebrochen hatte. Fast ihr ganzes Leben lang hatte sich Keisha bei jedem Weißen im richtigen Alter, der ihr begegnete, gefragt, ob er wohl derjenige war; bei Männern mit Aktentasche und Regenschirm ebenso wie bei betrunkenen Pennern, die in den U-Bahn-Stationen herumhingen. Jeder von ihnen hätte es sein können. Mercy hatte ihr nie ein Sterbenswörtchen über ihren Vater verraten.

Als sie Sandras Dienststelle in West Hampstead verließ, fasste sie einen Plan: Sie würde Chris etwas Schönes zum Abendessen mitbringen, aus dem Waitrose, dem schicken neuen Supermarkt an der Finchley Road, und wenn er dann gut drauf war, würde sie ihn noch mal bitten, ihr dabei zu helfen, dass sie ihr Kind wiederbekamen. Als sie jedoch ihren Geldbeutel zückte, musste sie feststellen, dass das Geld, das sie als Lohn bekommen hatte, wieder mal verschwunden war. »Du Scheißkerl«, sagte sie laut und machte sich direkt auf den Heimweg.

CHARLOTTE

Da es bis zur Hochzeit nur noch eine Woche war, rief Charlottes Mutter inzwischen viermal täglich bei ihr an. Hatte sie die Nachricht bekommen, dass sich Tante Jan neuerdings gluten- und milchfrei ernährte? Hatte sie herausgefunden, wie der neue Freund ihrer Cousine Lucy mit Nachnamen hieß? Denn man konnte ja schließlich nicht einfach nur den Vornamen auf eine Tischkarte schreiben. Und was war, wenn die Rosen nicht den richtigen rosa Farbton hatten? Dann würden sie sich mit der Farbe der Tischwäsche beißen! Und ausgerechnet jetzt, als Charlotte an der Kasse des Waitrose an der Finchley Road mit ihrem Korb voller Freitagabend-einkäufe zu kämpfen hatte, klingelte ihr Handy.

»Mum?«

»Hallo? Hallo? Meine Güte, ich höre dich ganz schlecht!« Charlottes Mutter telefonierte nur, wenn sie an ihrem speziellen Telefentisch saß, Stift und Notizblock griffbereit. Sie verstand einfach nicht, dass ihre Tochter auch ans Telefon ging, wenn sie bei der Arbeit war oder im Fitnessstudio oder gerade eine viel befahrene Straße überquerte.

»Warte mal kurz, Mum. Ich zahle nur schnell.«

»Wie bitte? Ach so, du bist in einem *Geschäft*.« Gail hielt es für äußerst unhöflich zu telefonieren, während man in einem Laden bedient wurde.

Charlotte klemmte sich das Telefon zwischen Schulter und Ohr und legte ihre Einkäufe aufs Band: Oliven, Ciabatta, eine gute Flasche Prosecco ...

»Hallo? Hallo? Mir ist gerade noch etwas eingefallen, Schatz. Was ist denn, wenn jemand laktoseintolerant ist?«

Charlotte fischte ihre Kreditkarte heraus. »Wenn jemand *was* ist?«

»Das Hähnchen, Charlotte. Das wird in Sahne gekocht.

Manche Leute essen so etwas nicht. Deshalb war ich ja so für den Lachs. Hähnchen ist ... nun ja, Schatz, für eine Hochzeit ein doch recht schlichtes Gericht.«

Charlotte atmete tief durch – wie Dan es ihr geraten hatte, wenn ihre Mutter mal wieder loslegte. »Das ist kein Problem. Es wird schließlich vom Mandarin Oriental zubereitet, Mum. Die wissen, was sie tun.«

Die Kassiererin wartete darauf, dass sie zahlte, und Charlotte hörte die nächste Kundin in der Schlange ungeduldig ächzen. Sie schenkte der jungen Frau ein entschuldigendes Lächeln, tippte ihre Geheimzahl ein und begann, ihre Einkäufe in einem umweltfreundlichen Baumwollbeutel zu verstauen. »Entschuldige, Mum, kann ich dich später zurückrufen?« Dann beendete sie das Gespräch, ohne die mindeste Absicht, diesen Worten Taten folgen zu lassen.

Vom Waitrose an der Finchley Road war es nur ein Katzensprung zu Charlottes und Dans Wohnung im zweiten Stock eines wuchtig-gediegenen Reihenhauses im Stadtteil Belsize Park. Charlotte kramte schon nach ihren Schlüsseln, doch irgendwer hatte wieder mal die Haustür einen Spalt breit offen stehen lassen, was sie fürchterlich aufregte. Sie verdächtigte den seltsamen Typ aus dem Souterrain.

Sie bückte sich und hob die Post auf, die im gemeinsamen Hausflur herumlag – auch darum kümmerte sich hier kein Mensch! Reklame, ein Mothercare-Katalog (den Dan sofort mit einem Stirnrunzeln ins Altpapier befördern würde) und eine Karte mit einer Zusage von Tom und Julie. Sie starrte die Namen einen Moment an und überflog im Geiste die endlose Gästeliste, auf der ihre Mutter bestanden hatte. Tom war ein Freund von Dan aus Oxford, dachte sie. Erst eine Woche vorher zuzusagen! Das war so was von unhöflich! Dan zuckte bei so was nur die Achseln und meinte: »Na und?«, aber er hatte ja auch keine pensionierte Mutter, die ihm tagein, tag-

aus im Nacken saß, und musste sich nicht um tausend Dinge kümmern, vom Haarschmuck der Brautjungfern bis zu den Schleifen der Präsentverpackungen.

Während sie ihre Einkäufe die Treppe hinauftrug, klingelte ihr Telefon erneut, und sie verdrehte die Augen. *Bitte nicht schon wieder Mum.*

»Charlotte, hier ist Sarah.«

»Ja, das sehe ich«, sagte sie und schloss die Wohnungstür auf.

»Wie bitte?«

»Ich meine: Dein Name wird angezeigt. Ach, egal.«

»Hat Gail mit dir gesprochen, wegen dieser Schuhgeschichte?«

»Sie hat mich vorhin angerufen. Aber da ging es nicht um Schuhe. Ich dachte, das hätte sich erledigt.«

»Hat es nicht! Ich *kann* diese Schuhe nicht tragen. Ich habe es ihr schon mehrfach gesagt: Ich habe mir einen Zeh gebrochen. Ich kann doch mit einem geschienten Fuß keine Riemchensandalen anziehen.«

Ihre Mutter hatte erwähnt, dass sich Sarah auf einer Trockenskipiste einen Zeh gebrochen hatte, jetzt fiel es Charlotte wieder ein. Sie hatte es vollkommen ausgeblendet.

»Ich will Dad mit so was nicht behelligen, aber mal ehrlich ... Ich weiß, sie ist deine Mutter, aber ... manchmal tickt sie echt nicht mehr ganz richtig.«

In der Wohnung angelangt, sah Charlotte leicht erstaunt, dass Licht brannte und Dan schon zu Hause war. Er stand am Fenster und schaute auf den Parliament Hill hinaus. Sie gab sich Mühe, sich auf ihre Halbschwester zu konzentrieren. »Tja, keine Ahnung. Gibt's in dieser Farbe denn keine anderen Schuhe?«

Sarah lachte bitter. »Sollte man meinen. Aber: nein. Das wäre ja auch viel zu einfach.«

Dan hatte sich nicht zu ihr umgedreht, während sie sich im Krebsgang mit ihren Taschen in die Küche bewegt und angefangen hatte, Dinge in den Kühlschrank zu räumen, dabei die ganze Zeit das Telefon am Ohr. »Hör mal, ich rede mit Mum. Tut mir leid mit deinem Zeh. Soll ich dich morgen zurückrufen?«

»Ich fliege für eine Woche nach Bangladesch, schon vergessen?«

Während sie sich noch fragte, wie Sarah mit einem gebrochenen Zeh so eine Reise unternehmen konnte, verabschiedete sich Charlotte und legte auf. Ihre Halbschwester Sarah, groß und kräftig, eine Journalistin, die am Wochenende gerne Ski fuhr, hatte nicht allzu gnädig darauf reagiert, dass sie nach den Vorstellungen von Charlottes Mutter in rosa Rüschen ausstaffiert werden sollte.

»Endlich«, sagte sie zu Dan, der sich immer noch nicht umgeblickt hatte. »Ich schalte dieses Telefon jetzt aus.« Sie eilte geschäftig in der Küche umher und holte schönes Geschirr hervor, um das Essen darauf anzurichten. »Ich habe uns ein paar tapasmäßige Leckereien mitgebracht. Ich dachte, ein schöner ruhiger Abend zu Hause würde uns beiden guttun ...«

Schließlich sagte er doch etwas. »Kommst du mal her?«

»Bin gleich da.«

»Charlotte. Komm her.«

Sie hielt einen Behälter mit Oliven in der einen Hand und einen mit marinierten Anchovis in der anderen. Das war es, woran sie sich später erinnerte: dass sie noch in dem Moment, bevor er ihr davon erzählte, geglaubt hatte, die Wahl zwischen Oliven und Anchovis sei das Schwierigste, was ihr an diesem Abend bevorstünde.

KEISHA

Keisha brauchte zu Fuß eine ganze Weile für den Heimweg – die Finchley Road hinab, bis zur Kreuzung Swiss Cottage, dann durch die Unterführung zu einem der grauen Betonklötze mit Blick auf die viel befahrene Straße. Ihren Fernseher hörte sie in dem hallenden Treppenhaus schon drei Etagen tiefer. Er war also daheim und schaute auf Sky die *Simpsons*. Für Dinge, die ihm wichtig waren, hatte er irgendwie immer das nötige Geld.

Als sie die Wohnung betrat, war es dort kalt, und es roch fettig wie eine leere McDonald's-Verpackung, und siehe da: Auf dem von Teeringen und Zigarettenbrandflecken verunstalteten Couchtisch lag tatsächlich ein ganzer Haufen davon. Chris dachte nie daran, die Heizung anzustellen oder Licht zu machen. Da saß er: vor der Glotze, mit einem Joint in der Hand und einer offenen Zweiliterflasche Cola vor sich auf dem Boden. Die Küche war ein einziger Saustall. Es war so schlimm, dass Keisha eine Zeit lang gar nicht bemerkte, dass etwas fehlte, während sie das Schmutzgeschirr zusammenräumte und Imbissverpackungen und Zigarettenkippen wegwarf.

Als sie eine zerdrückte Carlsberg-Dose aufhob, hielt sie plötzlich inne. »Wo ist denn die Mikrowelle?«

»Hä?«

»Die Mikrowelle. Die ist weg.« Tatsächlich? Sie sah sich in der engen Küche um. Hatte sie etwa schon Halluzinationen? Aber es wäre nicht das erste Mal, dass irgendetwas fehlte, wenn sie nach Hause kam. Zum Beispiel der CD-Player. Oder ihr Haarglätter. Beides hatte sie schnell wiedergefunden, ein Stück die Straße hinab, bei Cash Converters in Kentish Town.

Er blickte sich nicht einmal zu ihr um, als sie das Wohnzimmer betrat. »Du hast sie versetzt«, sagte sie.

»Musste das Sky-Abo bezahlen. Und es ist ja sowieso meine. Stimmt's?«

»Ja, aber ...«

»Aber?« Er aschte in eine leere Bierbüchse und starrte weiter auf den Fernseher.

»Was sollen wir denn jetzt essen?« Im Kühlschrank waren nur Mikrowellengerichte. »Ich wollte ja eigentlich noch einkaufen gehen, aber ...« Die Sache mit dem Geld sprach sie dann doch lieber nicht an.

»Wer braucht denn schon was zu essen? Komm her!« Er machte eine Kopfbewegung in ihre Richtung, und derart ermutigt, setzte sie sich zu ihm und fuhr ihm mit einer Hand über das kurz geschorene Haar. Wie rauher Samt.

»Lass das«, sagte er, aber nicht böse.

»Ich hab sie gesehen«, wagte sie sich vor. »Vorhin.«

»Wen?« Er kratzte sich die Augenbraue. Die Haut rings um den neuen Piercingring war immer noch gerötet und geschwollen.

»Du weißt schon. Ruby.«

Als er nichts darauf sagte, verlor sie die Nerven. »Ja, es geht ihr gut. Und sie sagen, wenn alles okay ist, können wir sie vielleicht schon bald wiederbekommen.«

Er aschte geschickt ab und wartete, dass sie noch etwas sagte. Sie sagte nichts. Es war klüger so. Sein Arm wand sich um ihre Taille, und seine Hand kroch unter ihre Jacke und ihr T-Shirt. Sein Atem an ihrer Wange roch nach Asche und Zucker. »Wie wär's, wenn wir ausgehen, Baby? Wenn's eh kein Abendessen gibt. Dann kannst du diese sexy Beine mal für mich auspacken.« Er fuhr ihr mit einer Hand über die Schenkel.

»Wohin?« Sie war vollkommen geschlaucht. Nach einer ganzen Woche Nachtschicht war sie früh aufgestanden, um zu Sandra zu gehen. Sie machte sich solche Sorgen wegen

Ruby. Das Letzte, was sie jetzt wollte, war auszugehen – sich in Stöckelschuhen Blasen zu laufen und von R-'n'-B-Gedröhne Kopfschmerzen zu holen.

»Na ja, ich kenne da so 'nen Typen, der hat 'nen Club in Camden, und ich dachte mir, ich könnte ihm nebenbei einen kleinen Geschäftsbesuch abstatten ... Was ist? Was guckst du so?«

»Ach, nichts.« Sie fragte schon gar nicht mehr danach, was für Geschäfte das waren. Nachdem Chris in der Rezession seinen Job in der Sicherheitsbranche verloren hatte, hatte er gesagt, er werde nirgendwo mehr angekrochen kommen, und angekündigt, sich selbständig zu machen. Sie wusste nicht so recht, worin seine Arbeit bestand, nur dass sie es mit sich brachte, dass er viel in Bars und Clubs ging, allerdings nie ein zweites Mal in dieselben. Dort schüttelte er Männern in billigen Anzügen die Hand und orderte flaschenweise Wodka.

Er warf den heruntergerauchten Joint auf den Tisch und senkte seinen Mund auf ihren herab. »Du und die Art, wie du guckst. Das macht mich noch wahnsinnig.«

Als er ihr mit beiden Händen in die Jeans fuhr, versuchte sie es ein letztes Mal. »Kommst du nächstes Mal mit? Vielleicht?«

»Vielleicht.«

CHARLOTTE

Dan fragte: »Hast du das überhaupt nicht mitgekriegt? Wie konntest du das übersehen?« Er wandte sich vom Fenster ab, immer noch in seinem verknitterten Anzug, und da sah sie sein Gesicht. Sie hätte wissen müssen, dass etwas nicht stimmte, denn normalerweise zog er den Anzug sofort aus, wenn er nach Hause kam. Er hatte über fünftausend Pfund gekostet.

»Was übersehen?«, fragte sie törichterweise, die beiden Essensbehälter immer noch in den Händen. Aber schon, als er die Frage stellte, wusste sie, was er meinte. Doch, sie hatte es gesehen, am Zeitungsständer im Supermarkt, hatte es aber, so nervös und in Eile, wie sie war, gar nicht richtig wahrgenommen. »O Gott. Da geht es ja um deine Firma ... deine Bank.« HAUSSMANN'S KURZ VOR DEM AUS. Das war Dans Arbeitgeber. »Was hat das zu bedeuten? Bist du ...?«

»Nein.« Er sank aufs Sofa und fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Noch nicht. Sie haben uns nach Hause geschickt. Viele sind mit Kartons aus dem Gebäude. Falls wir nächste Woche gar nicht wieder aufmachen.«

»Mein Gott. Steht es wirklich so schlimm?« Sie konnte es noch gar nicht begreifen.

»Ich weiß es nicht.« Er wirkte verstört. »Sie lassen uns im Dunkeln darüber, ob es einen Käufer gibt oder nicht. Die Leute sind da rumgelaufen wie nach einem Bombenanschlag. Einen der Partner habe ich weinen sehen. Scheiße. Große Scheiße.«

Charlotte stellte die Oliven und Anchovis auf den Tisch und ging zu ihm. »Aber es könnte sein, dass es einen Käufer gibt?«

»Vielleicht. Es gab Gemunkel. Ich weiß es nicht.« Er starrte die schwarze Mattscheibe des Fernsehers an, die Schultern schockstarr.

»Aber das wäre doch Wahnsinn«, sagte sie in beruhigendem Ton und strich ihm das Haar glatt. »Die lassen doch keine ganze Bank pleitegehen. Ich bitte dich. Sie haben euch nur vorläufig nach Hause geschickt, weiter nichts. Es gibt bestimmt jede Menge Kaufinteressenten. Es ist doch ein sehr wertvolles Institut, nicht wahr?«

Er schüttelte nur den Kopf. »Wenn sie Leute rausschmeißen, bin ich einer der Ersten.«

»Was redest du denn da? Du bist doch einer der Besten! Nicht wahr, Dan? Hast du nicht letztes Jahr Unmengen Geld für die verdient?«

Sie sah ihn an, wie er da saß, den kräftigen Rücken komplett verkrampft, und bekam es plötzlich mit der Angst zu tun. »Dan? O Gott. Das kann doch nicht wahr sein. Die Hochzeit! Was machen wir denn jetzt?«

Er atmete tief durch. »Nein, wahrscheinlich hast du Recht. Es wird sich schon alles irgendwie wieder einrenken.«

Erleichterung durchströmte sie. »Meinst du wirklich?«

»Ja, klar. Ich lasse dich nicht im Stich.« Er nahm ihre Hand, die mit dem Ring, und drückte sie an seine Wange. »Ich war bloß gerade ziemlich von der Rolle. Wieso war eigentlich dein Handy die ganze Zeit besetzt?«

»Tja.« Sie stand auf, um sich umzuziehen. »Weil meine Mutter spinnt. Ist dir klar, dass du in eine Familie von Irren einheiratest?«

»Ja.« Er setzte seinen Hochzeitsblick auf, ein wenig bang, als wäre er sich nicht so ganz sicher, worauf er sich da eingelassen hatte.

»Du darfst also deinen Job nicht verlieren«, sagte sie laut und entschieden, um ihren Worten Gültigkeit zu verleihen. »Wir geben nächste Woche ein Essen für zweihundert Personen. Wir brauchen diesen Bonus!«

KEISHA

Nachdem sie es auf dem Sofa getrieben hatten, hatte Chris ein Funkeln in den Augen. Er gab ihr einen Klaps auf den Po, während sie sich die Zähne putzte. »Dann mach dich mal schick.«

Er war anders als die meisten Typen. Er interessierte sich dafür, was sie anzog, und schenkte ihr manchmal auch Sa-

chen. Das konnte ein billiges bedrucktes Kleid vom Markt sein, das bei der ersten Wäsche ausbleichte, oder auch mal kartonfrische Schuhe von Kurt Geiger. Keisha stellte keine Fragen mehr.

»Zieh das lila Kleid an«, sagte er, im Türrahmen lehnd. Wenn sie so ausgingen – er in einer Wolke Aftershave, die Krawatte straff um den frisch rasierten Hals gebunden, seine Augen so kalt und blau – na ja, dann war sie so richtig stolz. Sie hoffte immer, sie würden mal jemandem begegnen, den sie kannte, einer von den dummen Ziegen aus ihrer Schule zum Beispiel, die immer auf sie herabgeblickt hatten, weil sie weder weiß noch schwarz war. *Schau mal her, das ist mein Kerl*, hätte sie gern gesagt. *Er ist sexy. Und er gehört mir.*

»Und dazu was Hochhackiges.«

»Aber dafür bin ich viel zu groß! Und mir tun jetzt schon die Füße weh!« Keisha war eins achtundsiebzig und mit hohen Absätzen größer als er, aber er wollte, dass sie aussah wie die anderen Mädels – gezupft, enthaart und eingezwängt. Alles, was unbequem war, war okay. War er früher schon so gewesen, hatte er immer schon gewollt, dass sie sich in diese Sachen quetschte, damit andere Männer sie so sahen? Oder kam das von den Gangs und Clubs, von den schäbigen Typen und nuttigen Weibern, mit denen er sich neuerdings abgab? Sie hätte lieber Jeans und Sneakers angezogen, aber dann holte sie doch die noch unangerührte Schuhschachtel aus dem Kleiderschrank und zwängte sich in die bescheuerten hochhackigen Dinger, wie er es wollte.

CHARLOTTE

Insgeheim hatte Dan ihr schon immer besser gefallen, wenn er schlecht gelaunt war. Er hatte dann so einen harten Blick und einen entschlossenen Zug um den Mund. Als sie ihn so

schockiert und niedergeschlagen gesehen hatte, hatte sie gespürt, wie schwach sie selbst war und dass sie ihre ganze Welt auf ihn aufgebaut hatte, wie eine zarte Pflanze, die an einem Spalier hochrankt, und dass es sie zerreißen würde, wenn er sich von ihr löste. Komm, lass uns ausgehen, hatte er gesagt und ihre bis dahin nicht angerührte *Time Out* aufgeblättert. Und obwohl Charlotte erschöpft war und viel lieber eine DVD geschaut hätte, kam es ihr nicht in den Sinn zu widersprechen – allein nur wegen dieses Ausdrucks auf seinem Gesicht.

»Ja, warum nicht? Gibt's irgendwas Interessantes?«

»Wie wär's damit: Kingston Town. Ein jamaikanischer Club. Das wäre doch nett, nicht wahr? Da könnten wir uns schon mal auf unsere Flitterwochen einstimmen.«

Sie war noch nie in so einem Lokal gewesen. »Wo ist das denn?«

»Ganz in der Nähe. In Camden.«

»Oh.« Sie sprach es nicht aus, aber ... Camden an einem Freitagabend ... Na ja, Dan würde sie schon beschützen, falls irgendwas passierte. »Bist du sicher? Meinst du wirklich, das ist was für uns?«

»Keine Ahnung. Ich würde bloß gerne mal was Neues ausprobieren. Du nicht auch?« Von Rastlosigkeit erfasst, stand er auf und blieb im Durchgang zum Schlafzimmer stehen. »Zieh doch dieses Dingsda an. Du weißt schon, das mit den Spitzen.«

Er verstand nicht viel von Kleidern, wollte aber, dass sie teure besaß. Charlotte verdiente bei der PR-Agentur überdurchschnittlich gut, und das war ihr auch bewusst, aber es war Dans Geld, das sie beide auf dieses Niveau angehoben hatte, wie Schiffe in einer Schleuse.

»Welches meinst du?« Ihr Wickelkleid von French Connection lag inzwischen zu ihren Füßen auf dem Schlafzim-

merboden, und sie war froh, dass sie an diesem Morgen einigermaßen passende Unterwäsche angezogen hatte.

Er zeigte darauf. »Das da.«

Sie musterte es skeptisch: ein Slipkleid, das er ihr mal aus Hongkong mitgebracht hatte. Normalerweise hätte sie es nicht angezogen, und sie hatte es auch noch nie getragen, doch dank ihrer Hochzeitsdiät war sie in passender Weise abgemagert. Wenn sie vor den Traualtar trat, wollte sie so schlank sein wie nur irgend möglich – und wenn sie dabei draufging.

»Ich hab da was für dich.« Dan hielt einen kleinen Plastikbeutel in der Hand. »Rate mal, was Alex ganz schnell nicht mehr in seinem Schreibtisch haben wollte ...«

»Was ist das?«

»Nasenspuder.« Er lachte, klang dabei nicht mehr wie er selbst, und da verstand sie, was es war und dass er schon etwas davon genommen hatte.

»Oh. Aber du weißt doch, ich hab noch nie ...«

»Komm, Schatz. Ich brauche das jetzt wirklich. Mein Kopf ist komplett im Arsch. Da sind bestimmt alle auf irgendwas drauf.«

»Aber ist das denn nicht – gefährlich?« Sie zögerte noch, während er das Pulver auf der Kommode anrichtete und ihr einen zusammengerollten Zehnpfundschein hinhielt. Er streichelte ihr übers Gesicht. Sie war immer noch in Unterwäsche.

»Du bist so süß, weißt du das? Der einzige Mensch, den ich kenne, der immer noch keine Drogen anrührt.«

Sie stupste ihn ein wenig. Er war so stark, so stabil. Wenn sie sich nur bei ihm anlehnen konnte, würde ihr nichts geschehen. »Na gut, aber du musst auf mich aufpassen.« Sie beugte sich darüber und sog das weiße Pulver in die Nase. »Ich spüre nichts. Wirkt das überhaupt?«

»Das wirkt schon, wart's ab. Nimm noch ein bisschen mehr.«

KEISHA

Keisha war stinksauer. Chris hatte sie die ganze Strecke von Swiss Cottage bis Camden zu Fuß gehen lassen, war zu geizig, die zwei Pfund für den Bus auszugeben, und dementsprechend waren ihre Fußknöchel, als sie schließlich bei dem Club ankamen, total wund gescheuert. Es war zwar schon Mai, trotzdem fror sie in ihrer Jeansjacke fürchterlich. Chris quatschte in seinem nervigen Cooler-Obermacker-Tonfall mit dem Türsteher, und dann rauschten sie an den Leuten vorbei, die anstanden. Ein Weißer, der mit seiner blonden Freundin wartete, rief in schnöseligem Ton: »Ey! Wir stehen hier schon länger!«

Das war ein schönes Gefühl, das musste sie zugeben. Jetzt aber waren sie schon seit einer Ewigkeit in dem Club, und Chris besprach immer noch im VIP-Bereich – zwei schäbige, mit einem Seil abgetrennte Sitzecken – irgendwelche »Geschäfte«. Er führte sich dabei auf, als wäre er P. Diddy höchstpersönlich. Keisha entdeckte die Blondine aus der Schlange vorm Eingang. Sie forderte ihren Freund laut und mit nerviger Betonung auf, ihr einen »*Mo-hi-to*« zu holen. Sie trug ein wunderschönes Kleid aus Seide und Spitze, ganz was anderes als die billigen Kopien, die Keisha sich gerade so leisten konnte. Manche Leute hatten einfach ein Schweineglück.

Die beiden anderen Mädels im VIP-Bereich gingen ihr ebenfalls mordsmäßig auf den Zeiger. Die eine, groß und hübsch, eine Afrotussi im Silberkleid, flirtete geradezu aufdringlich mit Chris, berührte ihn sogar am Arm. Und er spendierte der Schlampe einen grünen Bacardi Breezer. Die andere, kleiner, viel nuttiger und mit ziemlich ungepflegter Frisur, hatte keinerlei Selbstachtung, das sah man ganz deutlich. Als der Besitzer des Clubs dazukam, kniff er die Kleinere in den

Po und musterte Keisha von oben bis unten. Wahrscheinlich fand er, sie könnte eine Busenvergrößerung und eine Haarverlängerung vertragen. Irgendwie hatte sie den Eindruck, dass diesem Chef Chris' Anwesenheit auf den Sack ging, obwohl er einen auf Land des Lächelns machte. Er hieß Anthony, das hatte sie aufgeschnappt. Die beiden Männer zogen ihre Stühle von den Mädels weg und steckten die Köpfe zusammen. Die Mädels sprachen kein Wort mit ihr, und die bescheuerten Schuhe taten ihr weh, und daher hatte sie schon eine ziemliche Scheißlaune, als der weiße Typ aus der Schlange ankam und Anthony wegen irgendwas anpflaumte. Es wurde laut, und da beschloss sie, auf die Toilette zu gehen. Wenn es Stunk gab, hielt sie sich lieber raus. Das war klüger, wenn sie Ruby jemals wiederkriegen wollte.

CHARLOTTE

Als sie in Belsize Park die U-Bahn nahmen, hatte die Droge eindeutig zu wirken begonnen. Charlotte kicherte, klammerte sich an die gelbe Haltestange und wackelte in den Louboutin-Schuhen, die Dan ihr zum Geburtstag geschenkt hatte. Die Absätze waren so hoch, dass es ein Glück war, dass sie ihre Füße nicht mehr spürte. »Es wirkt«, sagte sie viel zu laut. »Jetzt versteh ich, warum die Leute das nehmen.«

»Pscht, du Kokserin«, sagte Dan, strich ihr das Metallic-Rouge von der Wange und küsste sie leidenschaftlich. Ihr wurde schwindelig, als sie seine starken Muskeln spürte. Wann hatte er sie das letzte Mal so geküsst? Alle sahen sie an. Der Waggon war voller Leute auf dem Heimweg von der Arbeit, mit vor Erschöpfung ganz mürbem Blick, so wie Dan freitagabends meist auch aussah. Das Kokain, die zuvor ausgestandene Angst, der unerwartete Abend außer Haus – das legte einen Glanz auf alles und verwandelte die dahinrum-

pelnde, mit Gratis-Zeitungen vollgemüllte U-Bahn in etwas Magisches.

Im Kingston Town Club angelangt, spürte Charlotte die Wirkung noch stärker. Es hatte sich schleichend wie ein feiner Nebel über ihr Bewusstsein gelegt. In einem Moment fühlte man sich noch ganz normal und fragte sich, was das ganze Gerede sollte, und dann plötzlich – wow! – arbeitete das Gehirn mit Lichtgeschwindigkeit, und man sprach laut und schnell und fühlte sich, als könne man buchstäblich Bäume ausreißen. Warpgeschwindigkeit, dachte sie und streckte die Hand nach Dan aus, doch obwohl er in ihrer Nähe tanzte, sorgte die Droge dafür, dass man alleine durch den Nebel geisterte. Die Musik war laut, dominiert von hämmernden Steeldrums, und Charlotte dachte an die Flitterwochen, in die sie bald fliegen würden, an den warmen Sand unter ihren Füßen und daran, wie sie Dan durch die Dunkelheit des Meeres hindurch ansehen würde. Sie gab ihm ein Handzeichen, als wären sie bereits unter Wasser. »Ich geh mal ... für kleine Mädchen.« Sie war sich nicht sicher, ob er es mitbekommen hatte.

Charlotte stakste zur Toilette und fühlte sich dabei unbeholfener denn je. Ihr war bis dahin gar nicht aufgefallen, dass sie hier in einem sehr *schwarzen* Club war, mit größtenteils karibischem Publikum. Deshalb hieß er wahrscheinlich Kingston Town. Sie mit ihrem blonden Haar wirkte hier womöglich fehl am Platz. Unbehagen stieg in ihr auf. *Paranoia*, sagte sie sich und ließ sich kaltes Wasser über die Hände laufen. Aus ebendiesem Grund rührte sie normalerweise keine Drogen an.

Sie entdeckte weder Seife noch Papierhandtücher. Doch so schmutzig und feucht der Fußboden auch war, gab es hier dennoch offenbar eine Klofrau. Herrgott, diese Leute brachten sie unweigerlich in Verlegenheit. Die Frau hatte wahrscheinlich die ganze Seife gebunkert, um sich damit ein kleines Zubrot zu verdienen.

»Du kannst mich mal!«, sagte jemand. »Ich zahl hier doch nicht fürs Händewaschen, du blöde Kuh! Wir sind hier in London, nicht in Scheiß-Nigeria oder wo du herkommst.«

Charlotte war schon drauf und dran, sich über diese rassistische Äußerung rechtschaffen zu empören, als sie verschwommen das Gesicht der Sprecherin erblickte – die ebenfalls schwarz war oder zumindest halb schwarz oder so. Ihre Haut war hell, aber man sah es an den Augen und der ganzen Gesichtsform. »Das ist echt das Letzte!«, sagte die junge Frau.

Insgeheim stimmte Charlotte zu – es war tatsächlich das Letzte –, doch da sie immer noch Panik in sich aufsteigen spürte, kramte sie in ihrem Radley-Portemonnaie nach passendem Geld. Mist, sie hatte nur Scheine.

Die junge Frau wandte sich ihr zu. »Was glotzt du so?«

»Äh. Nichts.« Charlotte schwankte derart, dass sie kaum das Geld herausbekam. »Ja, es ist ärgerlich, das sehe ich auch so. Aber andererseits ... macht es ja auch bestimmt keinen Spaß, da so zu sitzen, nicht wahr?« Sie schenkte der wütenden jungen Frau und der ausdruckslos dreinblickenden Klofrau ein leicht benommenes Lächeln und drückte peinlich berührt einen zusammengeknüllten Fünfer in das Schälchen. »Jedenfalls: Danke.« Und damit wackelte sie hinaus.

KEISHA

Diese Schlampe! Diese verdammte Schlampe! Keisha wollte einfach nur mal was klarstellen: Es war eine absolute Unverschämtheit, die ganze Seife zu klauen und den Leuten dann ein Pfund pro Stück dafür abzuknöpfen. Das war wie Betteln, es war beschämend, wie sie da saß, mit ihren Billigparfüms und armseligen Lollis. Wer hatte schon Lust auf einen Lutscher, wenn ringsherum der Boden vollgepisst war? Clubs

wie der hier kotzten sie an – übermüdete schwarze Frauen auf den Toiletten, und seine Getränke kriegte man auf einer Cocktailserviette, so dass man sich verpflichtet fühlte, das Geld, das man zurückbekam, als Trinkgeld liegen zu lassen.

Keisha kannte gern den genauen Preis der Dinge, in Pfund und Pence, ohne Trinkgelder und Mehrwertsteuer und den ganzen Scheiß. Einfach nur einmal Haare schneiden, ein Getränk, einmal pinkeln gehen, verdammt noch mal. Es ging ihr total gegen den Strich, wenn Chris irgendwelchen Türstehern oder Kellnerinnen aus der hohlen Hand heraus Zehnpfundscheine zusteckte. *Hier, für dich, Kumpel, Schätzchen, Süße.* Seit sie Ruby hatte, sah sie in diesen Zehnern nur noch Windeln oder Schuhe, die ihr Kind nicht bekam.

Und dann legte diese reiche Schlampe, die ihr schon draußen in der Schlange aufgefallen war, einfach so einen Fünfer hin und ließ Keisha damit wie einen Geizkragen aussehen. Aber die würde schon noch mal von ihrem hohen Ross runtermüssen. Man konnte nicht ewig so rumlaufen, mit so schönem, wogendem Haar und Kohle ohne Ende in einer Geldbörse, die ein echtes Designerteil war und nicht von irgendeinem Marktstand stammte. Davon war Keisha überzeugt: Die Dinge entwickelten sich gern auch mal in eine ganz andere Richtung als erwartet.

Sie war so aufgebracht, dass sie sich für eine Weile in eine Kabine setzte, um sich zu beruhigen. Sie fragte sich, ob der Weiße draußen wohl immer noch so einen Terz machte. Sie musste auf sich aufpassen. Chris war in einer seltsamen Stimmung, und sie auch. Das waren so die Momente, wo ungute Dinge geschahen. Das hatte sie inzwischen gelernt.

CHARLOTTE

Dass etwas nicht stimmte, merkte Charlotte zuerst daran, dass die Musik verstummte. Sie blieb mitten auf der Tanzfläche stehen, wie jemand, der bei der Reise nach Jerusalem auf dem falschen Fuß erwischt wurde – *schnell, lauf!* –, geblendet von den vielen Lichtern.

Dan war es, der brüllte. Als sie ihn kennengelernt hatte, war er nie laut geworden, nicht mal, wenn Aktienkurse einbrachen und er bei der Arbeit deshalb Millionenverluste machte, und auch nicht, als sie seinen Alfa Romeo gegen einen Torpfosten gesetzt hatte.

»Die ist nicht gekündigt, verdammt noch mal!«, schrie er. »Das ist ein Spesenkonto mit zwanzigtausend Kreditrahmen, *mein Freund!* Eure Geräte hier spinnen!«

Dan war drüben im sogenannten »VIP-Bereich« des Clubs, der nicht viel hermachte, und stritt sich mit einem kleinen, gepflegt aussehenden Schwarzen, der einen glänzenden Anzug trug und an dessen Ohrläppchen Diamanten funkelten. Oder zumindest Strass. Dort waren auch noch ein weiterer Weißer – der aber gerade schnellen Schritts von der Gruppe fortging und ihnen dabei den Rücken zuwandte – und eine kleine Schwarze mit glattem falschen Haar und falschem Busen, die Dan ins Gesicht kreischte: »Was fällt dir ein, so mit ihm zu reden!« Eine weitere junge Schwarze, groß und hübsch, mit Afrolook und in einem Silberkleid, weinte.

Dan brüllte noch einmal – was der Schwarze zu ihm sagte, konnte Charlotte nicht hören. »Dann versuch's halt noch mal! Da sind noch etliche Tausend drauf!«

Da fiel es ihr plötzlich wieder ein: Dan, zwei Monate zuvor, in einem Restaurant. Sie hatten ewig warten müssen, der Kellner war unhöflich gewesen und das Essen kalt. Dann das Scheppern, das zerbrochene Glas. Hinterher wirkte Dan vor

allem verblüfft, als verstünde er nicht, was passiert war. *Ist mir weggerutscht*. Ja, das Glas musste ihm aus der Hand gerutscht sein.

»Vielleicht wurde die Karte gesperrt«, sagte sie recht laut, doch sie stand zu weit weg, und mit ihrer belegten Stimme hätte man sie ohnehin nicht verstanden. Dan hatte eine Firmenkreditkarte, die er aber auch ständig privat nutzte, um Vielfliegermeilen zu sammeln, und diese Umsätze wurden dann von seinem Gehalt abgezogen. Er hielt ein Bier in der Hand, und Charlotte nahm an, dass er es mit der Karte hatte bezahlen wollen.

Über die stillgelegte Tanzfläche hinweg, auf der die Leute sich umblickten und zu murren anfangen, sah Charlotte den Schwarzen lächeln. Es wirkte, als sagte er: »Gehen wir doch in mein Büro, um diese Angelegenheit zu klären.« Und wie sie später erfuhr, als alles, was in den nächsten zehn Minuten geschah, vor Gericht immer und immer wieder durchgekaut wurde, sagte er in diesem Augenblick fast wortwörtlich eben das.

Sie sah, wie Dan die Schultern hängen ließ, als schämte er sich für das, was er gesagt hatte. Dann ging er mit dem Mann zu einer kleinen Tür neben dem Tresen. Die beiden verließen den Raum, und die Musik dröhnte wieder los.

ZWEI TAGE ZUVOR – SAMSTAG

HEGARTY

Detective Constable Matthew Hegarty zog London, alles in allem, immer noch seiner Heimatstadt, der pulsierenden Metropole Barrow-in-Furness, vor. Bei aller Gebirgsschönheit zählte der Lake District nun einmal zu den rückständigsten Regionen des Landes, wohingegen es in London Geschäfte und Theater gab und schöne, attraktive Frauen, mit denen man nicht schon von klein auf zur Schule gegangen war.

Es gab dort jedoch auch noch anderes: in klebrigen Blutlachen liegende Jamaikaner etwa oder in Nobelwohnungen herumkreischende Blondinen.

»Beruhigen Sie sich, Miss«, sagte Hegarty und hob den Fuß von dem cremefarbenen Teppichboden. Ach du Scheiße. Er hatte ein bisschen Blut an der Schuhsohle gehabt. Der Tatort war über und über blutbeschmiert gewesen, als hätte jemand einen Eimer von dem Zeug dort ausgekippt. Darin fanden sich kreuz und quer Fußabdrücke von Leuten, die zu Hilfe geeilt waren. Hegarty war in den Club geplatzt, nachdem er den Anruf bekommen hatte, und war ebenfalls in dem Blut herumgetrampelt – obwohl der Mann ganz offensichtlich bereits tot war. So einen Blutverlust überlebte kein Mensch.

Eingedenk dessen ließ er sein Herz von der hysterischen jungen Blondine, die weiter nichts als ein sehr knappes Seiden-Negligé trug, nicht erweichen. »Miss, wir sind hier, um ihn festzunehmen«, setzte er noch einmal an und erhob seine

Stimme über ihr Schluchzen. »Er hat seine Kreditkarte zurückgelassen, so was lässt sich leicht zurückverfolgen. Wir müssen ihn mitnehmen.«

»Aber das machen doch alle«, brabbelte sie. »Und ich nehme ja nicht mal Drogen. Das war das erste Mal, ich schwör's.«

Hegarty sah mit erhobener Augenbraue zu seiner Kollegin Detective Constable Susan Jones hinüber und machte sich eine Notiz. »Sie verstehen da offenbar was falsch, Miss. Es geht hier nicht um irgendwelche Drogen.« In seinem Bericht würde er das aber sicherlich vermerken. Was für ein dummes Huhn.

Ihr Freund hatte, im Gegensatz dazu, noch kein Wort gesagt. Bei ihrem Eintreffen war er unbekleidet gewesen, das Schlafzimmer ein Bettzeug-Durcheinander, die Luft von alkoholischen Ausdünstungen erfüllt.

Die junge Frau war langbeinig und kurvenreich und trug nur einen Hauch Seide. Sie sah so ähnlich aus wie diese Schauspielerin, wie hieß sie noch? Scarlett Soundso. Ihre vollen Lippen standen offen. »Aber – das können Sie nicht machen! Sie können ihn doch nicht einfach festnehmen!«

»Doch, das können wir durchaus, Miss – gemäß der PACE-Codes. Es besteht der dringende Verdacht, dass er eine schwere Straftat begangen hat. Da brauchen wir keinen Haftbefehl.« Er legte eine Visitenkarte auf den Tisch. »Wir werden auch mit Ihnen sprechen wollen, Miss, wenn Sie freundlicherweise aufs Revier kommen könnten. Es ist nicht weit – Mornington Crescent. Vorläufig kommen Sie freiwillig. Sie sind nicht festgenommen.«

Sie stand immer noch nur da und glotzte. Ihr Negligé-Ausschnitt hing sehr tief.

»Miss? Haben Sie das verstanden? Sie sollten sich was anziehen. Ein Team von der Spurensicherung ist hierher unterwegs.«

Nun geriet sie vor Wut in Wallung, was ihren Ausschnitt noch mehr verrutschen ließ. »Wenn Sie die Wohnung durchsuchen wollen, brauchen Sie einen Durchsuchungsbefehl. Das weiß ich ganz genau!«

»Nein, nicht, wenn wir einen Verdächtigen festnehmen – auch das gemäß der PACE-Codes. Und das werden wir in zirka zwei Sekunden tun.«

Ihr Freund hatte sich inzwischen ganz methodisch angezogen, trug nun eine Jeans und eine Lederjacke mit Lammfellfutter. Er sah Hegarty erwartungsvoll an. »Ich wäre dann so weit.«

»Daniel Stockbridge, ich nehme Sie vorläufig fest, in Zusammenhang mit dem Mord an Anthony Johnson im Nachtclub Kingston Town in Camden, in den frühen Morgenstunden des zehnten Mai diesen Jahres. Sie haben das Recht zu schweigen, es könnte jedoch Ihrer Verteidigung schaden, wenn Sie etwas, worauf Sie sich später vor Gericht stützen, bei der Vernehmung nicht erwähnen. Alles, was Sie sagen, kann vor Gericht gegen Sie verwendet werden.« Er rasselte es herunter; Matthew Hegarty kannte die PACE-Codes in- und auswendig. »Haben Sie das verstanden?«

Der Mann biss die Zähne zusammen.

»Haben Sie es verstanden?«

»Natürlich hab ich das verstanden, verdammt noch mal.«

Die junge Frau brachte kaum noch ein Wort heraus. »Wer zum Teufel ist denn Anthony Johnson?«

Ihr Freund sagte: »Der Typ aus dem Club.«

Hegarty machte sich wieder eine Notiz. Es würde sich später als ziemlich bedeutsam erweisen, dass Stockbridge das wusste und nicht einmal erstaunt war. *Fatalistisch gefasst* – so drückte es Hegarty später in seinem Bericht aus und sorgte damit auf dem Revier für einige Erheiterung.

Stockbridge ging zu der jungen Frau, die immer noch wie

angewurzelt dastand und der nun Tränen über die Wangen liefen, und küsste sie energisch auf die vollen Lippen. Hegarty sah, dass DC Jones den Blick abwandte.

»Alles wird gut«, sagte Stockbridge zu der Frau. »Ich bin bald wieder da.«

Hegarty, an dessen Schuhen das Blut des Ermordeten klebte, war sich da nicht so sicher.

CHARLOTTE

Während Dan die Treppe hinabgeführt wurde, stand Charlotte immer noch wie erstarrt mitten im Wohnzimmer, bis sie bemerkte, dass sie zitterte. Sie trug weiter nichts als ihr knappstes Negligé, und der Polizist hatte ihr wahrscheinlich sehr tief in den Ausschnitt schauen können. Sie konnte sich nicht einmal erinnern, dieses Kleidungsstück angezogen zu haben. Sie löste sich aus ihrer Erstarrung und ging ins Schlafzimmer, um sich einen Pullover zu holen.

Die Polizistin stand immer noch neben der Wohnungstür. »Miss? Bleiben Sie bitte hier. Wir werden gleich eine Durchsuchung vornehmen.«

Einen Moment lang war Charlotte sprachlos. »Aber ... Darf ich mir nicht wenigstens einen Pullover anziehen?«

Die Frau beobachtete mit Argusaugen, wie Charlotte in Dans alten College-Pulli schlüpfte und sich die Kapuze fest ums Gesicht zog. Dann ging Charlotte zurück ins Wohnzimmer und setzte sich aufs Sofa. Das alles war natürlich ein Missverständnis, es konnte gar nicht anders sein. Vielleicht würden sie klagen und könnten in Jamaika das Upgrade auf die Privatvilla bekommen.

Woran erinnerte sie sich überhaupt aus der vergangenen Nacht? Sie waren in diesem Club gewesen, und alles war ihr ganz verschwommen und leicht erschienen, und sie hatte viel

gelacht und wie ein Wasserfall geredet. Dann war da diese junge Frau auf der Toilette gewesen, die so wütend war, und sie hatte einen Fünfer hingelegt, viel zu viel, aber sie hatte es nun mal nicht kleiner, und es war ihr peinlich gewesen, und sie war wieder hinausgewackelt, und dann war da Dan gewesen, und er hatte diesen Mann in dem glänzenden Anzug angebrüllt. War er derjenige, von dem sie gesprochen hatten? Anthony Johnson – war er der Besitzer dieses Clubs? Das Nachdenken fiel ihr schwer. Ihr Kopf fühlte sich riesig an, wie ein Planet, der sich auf seiner Umlaufbahn drehte, ja, es war, als würde er immer größer und größer, bis er schließlich wie ein Ballon an die Zimmerdecke prallen würde.

Aber so lange war Dan doch mit diesem Johnson gar nicht fort gewesen, das wusste sie mit Sicherheit. Sie hatte draußen auf der Straße gestanden; irgendwie hatte sie ihre Jacken aus der Garderobe geholt und dann da gewartet, mit nackten Beinen, und hatte nur noch nach Hause gewollt. Wie lange hatte sie dagestanden? Ein paar Minuten? Und dann hatte sich jemand an ihr vorbeigedrängt – war es so gewesen? Sie konnte sich an nichts mehr erinnern, nur an den Schubs, einen süßlichen Geruch und eine gemurmelte Verwünschung. War das wirklich so passiert? Und wenn ja: wann? Noch im Club oder schon draußen?

Herrgott, wenn sie sich doch bloß erinnern könnte! Sie mussten ein Taxi genommen haben, wie sie es eigentlich immer taten. Sie war eingeschlafen, war wahrscheinlich vollkommen erledigt gewesen, und wach geworden war sie erst wieder durch das Hämmern an der Tür. Und dann die beiden Polizisten: die Frau ganz schlicht, mit Birminghamer Akzent, der Mann nervös, ein drahtiger Typ, und sie hatten gefragt: *Daniel Stockbridge?* Und dann, tja, dann war Dan fort. Von seinem Abschiedskuss brannte ihr noch der Mund. Sie stand da und lauschte der samstagsmorgendlichen Stille in der Woh-

nung, dem Brummen des Kühlschranks und dem Ticken der altmodischen Uhr mit der Aufschrift *Happy Days*, die sie auf dem Spitalfields Market entdeckt hatten. Was sollte sie jetzt tun?

Da hörte sie die Stimmen und das Getrampel im Treppenhaus und dachte: *Scheiße*. Mrs Lyndhurst von unten würde aus der Haut fahren wegen dieses Lärms.

HEGARTY

Zurück auf dem Revier stellte sich Hegarty an den Empfangstresen und widmete sich seinen Notizen. Daniel Stockbridge ließ er einstweilen im Vernehmungsraum warten. Das war ein kleiner Trick, den Hegarty von seinem Vater gelernt hatte, der vierzig Jahre lang bei der Polizei gewesen war: Man lasse jemanden gerade so lange warten, bis er wütend und damit gesprächig werde. »Und was hat er dann gesagt?« Er schrieb gerade auf, dass er in das Blut getreten war. Ihm graute schon davor, eine plausibel klingende Erklärung dafür zu finden, aber immerhin hatten sie Stockbridge bereits in Gewahrsam.

»Das ist seltsam, nicht wahr?«, sagte Susan Jones. »Er hat sofort gestanden, hat zugegeben, dass er's getan hat, aber kein Wort über die Flasche.«

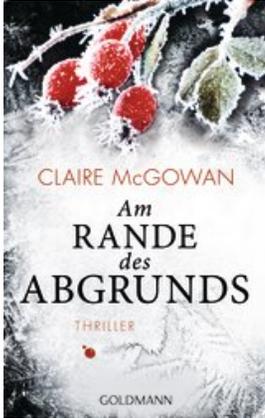
»Wurde das alles aufgenommen?«

»Ja. Na ja, größtenteils.«

»Größtenteils?«

»Er hat einfach angefangen zu reden. Ganz ruhig und so.«

Hegarty hatte diese Ruhe auch bemerkt. »Lass mich mit ihm sprechen, bevor bei diesem Fall noch irgendwas schiefgeht.« Bei *meinem* Fall, wollte er eigentlich sagen. Das hier war seine große Chance, das spürte er ganz genau. Er würde zum Detective Sergeant befördert werden und eigene Ermitt-



Claire McGowan

Am Rande des Abgrunds

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47848-4

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2013

Ein Mord. Drei Geschichten. Eine Wahrheit. Und der schwindelerregende Blick in den Abgrund.

Charlotte wird vom Hämmern an der Tür geweckt. Plötzlich stürmt die Londoner Polizei herein und verhaftet ihren Verlobten: Wegen des Mordes an einem Nachtclubbesitzer. Charlotte weiß, dass dies ein schrecklicher Irrtum sein muss. Doch alle Beweise sprechen gegen Dan, der sich unerklärlicher Weise in Schweigen hüllt. Charlottes letzte Hoffnung ruht auf der jungen Kellnerin Keisha. Sie war an jenem Abend auch in dem Klub, doch sie fürchtet, alles zu verlieren, wenn die Wahrheit ans Licht kommt. Zwischen beiden Frauen steht DC Matthew Hegarty, der sich in Charlotte verliebt und schließlich nicht mehr weiß, was er glauben soll ...



[Der Titel im Katalog](#)